

Tätigkeit als Mechaniker und auch mal als Gürtler in Köln, Stuttgart, Hanau, Nürnberg, Göppingen, dann bei Thomas Edison in New York, hernach in England. Schließlich folgt die Gründung einer eigenen Werkstatt in Stuttgart (1886, mit zwei Mann); er wird sesshaft, heiratet 1887 und erfindet im selben Jahr die das »Magnet«. So weit, so gut.

Hans-Erhard Lessing Erzählmodus lässt sich als impressionistisch bezeichnen: Wie die Impressionisten setzt er – hier biografisch – auf stimmungsvolle Momentaufnahmen, die sich zu einem Bild vereinen; aber im Falle dieser Biografie eben doch nicht kohärent, wie es der Leser vielleicht erwartet. Bosch war sicherlich ein genialer Unternehmer, der mit sicherem Blick den praktischen und finanziellen Wert technischer Neuerungen und Erfindungen erkannte und für sein Unternehmen zu nutzen verstand. Aber dieser Mann der Technik und Wirtschaft hatte noch eine andere, überraschende Seite, die quer stand zum großbürgerlichen oder teils auch reaktionären Habitus seiner Standesgenossen in vergleichbarer Position. Diese – heute würde man sagen alternative – Seite ist nicht unbekannt, aber in Lessings Reihung doch beeindruckend: von den sozialistischen Ideen des jungen Bosch in den USA, die später nachhallen sowohl im nachbarschaftlich-vertrauten Umgang mit dem im gleichen Haus wohnenden bekannten deutschen Sozialisten Karl Kautsky einerseits und der großen deutschen Kommunistin und Pazifistin Klara Zetkin und deren Mann, dem Arbeitermaler Friedrich Zundel, der 1928 Boschs Tochter Paula heiraten wird, andererseits. Robert Bosch war darüber hinaus ein überzeugter Anhänger der weit beachteten Wollkleidungs- und Lebensreform-Bewegung des Stuttgarter Zoologieprofessors Gustav Jäger wie auch der Homöopathie. In Bayern kaufte und betrieb er einen landwirtschaftlichen Reformhof.

Die Einführung des Achtstundentags 1908 und des freien Samstagnachmittags 1910 in seiner Fabrik gehören ebenso in diese Reihe alternativer Bestrebungen, ebenso die Stiftung seines Kriegsgewinns nach dem Ersten Weltkrieg für soziale Zwecke. Und nicht zuletzt schlug

der Unternehmer 1932 in der Denkschrift *Über die Verhütung künftiger Krisen in der Weltwirtschaft* vor, die verheerende Arbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise durch die Einführung des Sechstundentags (!) zu bekämpfen. Das Manifest ist im Buch gekürzt abgedruckt samt einer volkswirtschaftlichen Einordnung durch Harald Hagemann. Warum es freilich, reichlich dramatisierend, im Untertitel des Buches erscheint, bleibt unverständlich und führt etwas in die Irre. Im Buch kommt dem Thema nur eine Nebenrolle zu – und Bosch war kein »Weltenretter«.

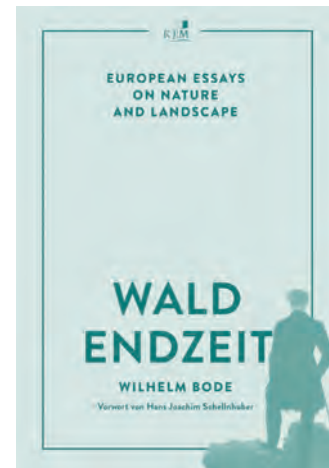
Die Schlaglichter auf die Lebensstationen, sein Familienleben und seine sozialen Gedanken, bleiben freilich skizzenhaft und verdichten sich nicht zu einem konkreteren Bild seiner Person. Das Hauptinteresse des Autors gilt nämlich mehr noch als dem Menschen Bosch den von ihm gemachten, initiierten oder genutzten technischen Neuerungen. Diese nehmen wohl die Hälfte des Buchs ein und werden mit großer Detailkenntnis beschrieben und in ihrer Bedeutung vorgestellt – oft mit Konstruktionszeichnungen und Plänen untermauert –, bleiben aber wohl vielen Lesern mangels technischer Kenntnisse verschlossen. Die Biografie gerät über weite Strecken eher zu einer Technik- und Unternehmensgeschichte denn zu einer eigentlichen Lebensbeschreibung, die – ganz anders die Passagen zu technischen Fragen – oft im Bereich von Mutmaßung und kühner Vermutung von Zusammenhängen verharret, wovon die auffallende und fast inflationäre Verwendung des Konjunktivs und unzählige Aussagen einschränkende Vokabeln wie »wohl«, »vermutlich«, »vielleicht«, »offenbar«, »(höchst)wahrscheinlich«, »anzunehmen«, etc. zeugen.

Die Person Robert Boschs bleibt dabei eher blass. Über so manches würde man gerne mehr erfahren, etwa über sein Leben im und das Wirken gegen den Nationalsozialismus und die Judenverfolgung – immerhin gibt es dazu neuere Literatur –, ja generell über seine politischen Ansichten und deren Folgen, etwa in Arbeitskämpfen. Am Rande sei bemerkt: Die verharmlosende Formulierung, Karl Kautskys jüdische Frau sei in Auschwitz

»gestorben«, tut weh und hätte dem Lektorat auffallen müssen.

Robert Bosch gerät zunehmend in Vergessenheit. Hans-Erhard Lessings Schlaglichter tragen immerhin dazu bei, wieder Licht zu bringen in die biografische Dunkelheit um eine faszinierende Person der deutschen Wirtschafts- und Technikgeschichte.

Raimund Waibel



Wilhelm Bode

Waldendzeit. Mit einem Vorwort von Hans Joachim Schellnhuber (European Essays on Nature and Landscape) KJM Verlag, Hamburg 2024. 168 Seiten, 43 Abb. Hardcover 24,50 €. ISBN 978-3-96194-247-3

Dass in Caspar David Friedrichs Gemälden jede Menge religiöse und nationale Symbolik versteckt ist, ist bekannt. Auch dass er seine Landschaften, auf der Grundlage von Zeichnungen, im Atelier zusammensetzte. Trotzdem gilt er als der prototypische romantische Maler – in seinen Landschaften, so scheint es, spiegelt sich die Liebe der Deutschen zum Wald. Wilhelm Bode hat eine andere, überraschende Deutung: Friedrichs Bilder zeigen gar nicht die unberührte Natur, sondern die von jahrhundertelanger Übernutzung kahlen Hügel der Mittelgebirge und den Beginn der industrialisierten Forstwirtschaft.

Ausgangspunkt ist das wohl berühmteste Werk des Künstlers, der »Wanderer über dem Nebelmeer«. Es befand sich bis 1939 in Privatbesitz und erhielt erst danach diesen Titel. Dem Vorbesitzer zufol-

ge soll es sich um einen Förster namens Julius von den Brinken handeln. Einen solchen gab es tatsächlich, wie Bode herausgefunden hat. Er war Forsttaxator unter der napoleonischen Besatzung, dann in braunschweigischen Diensten und schließlich im russischen Polen: ein typischer Vertreter der rationellen Forstwirtschaft, die darin bestand, den Wald in geometrische Flächen aufzuteilen, die umschichtig abgeholzt und anschließend mit einem so genannten Altersklassenwald aus Fichten oder Kiefern wieder aufgeforstet wurden. Diese Art der Landnutzung stößt heute, wo Fichtenmonokulturen infolge des Klimawandels hektarweise absterben, an ihre Grenzen. Scharfzünftig und unterhaltssam schreibt der diplomierte Forstwirt Bode in der Reihe »European Essays on Nature and Landscape« gegen diese Art von Forstwirtschaft an.

Bode beruft sich auf Alfred Möller, der bereits vor 100 Jahren ein anderes Konzept propagierte: den Dauermischwald, der tatsächlich heute den einzigen Ausweg aus der Malaise zu bieten scheint. Dies verraten schon die Kapitelüberschriften: Auf »Waldendzeit?« folgt »Waldzukunft ist möglich!«, auf »Wald kaputt« lautet die Antwort: »Dauerwald – die Zukunft unserer Wälder«. Dass der Autor nebenbei auch gegen Naturschutzverbände und Windräder polemisiert, macht die Sache nicht einfacher, tut aber dem Lesevergnügen keinen Abbruch, das vielmehr aus einer Kombination von forstwirtschaftlicher Expertise und einer offenkundigen Begeisterung für Kunst und Literatur immer wieder unvorhergesehene Funken schlägt. Denn Friedrich ist zwar sein Kronzeuge, doch das Spektrum reicht weiter: von Ludwig Richter bis Max Ernst und Paul Klee, von Christian Friedrich Daniel Schubart bis Günter Bruno Fuchs, von dem abschließend dieses kurze Gedicht zitiert sei: »Begreifen/ Sie doch, sagt der/ Förster zum/ Forstgehilfen, ein Wald/ ist ein/ Wald und keine/ Zweigniederlassung!«

Dietrich Heißenbüttel



Andreas Geiger

Streuobst: Vom Geschmack einer Landschaft

8 Grad Verlag, Freiburg 2024.

208 Seiten mit Abb. Hardcover 35 €.

ISBN 978-3-910228-45-0

Als »erzählendes Sachbuch« bezeichnet der Verlag das Buch. Man könnte es auch Geschichtsbuch der Erzeugung und erfolgreichen Vermarktung von Jörg Geigers Schaumwein aus der Champagner-Bratbirne und anderen köstlichen Obstgetränken nennen. Der Schwäbische Heimatbund hat an diesem Erfolg auch ein bisschen Anteil, war Jörg Geiger doch in seinen Anfängen 2001 Preisträger des Kulturlandschaftspreises, was seinem Vorhaben gewaltigen Auftrieb gab. Was zwischenzeitlich aus diesen Anfängen geworden ist, wird in dem Buch ausführlich beschrieben. Nebenbei: Die beiden Geiger sind nicht verwandt, jedoch beide gebürtig inmitten des Streuobstparadieses im Albvorland.

»Die Landschaft verändert sich, weil die Welt sich verändert hat.« Diesen Satz (S. 28) muss man sich einprägen, wenn man das Auf und Ab der Streuobstwiesen verstehen will: Um 1900 als Nachfolgekultur des klimatisch problematischen und dazuhin unwirtschaftlich gewordenen Weinbaus gegründet, verlor der Obstbau schon fünf Jahrzehnte später in veränderter Marktsituation seine Bedeutung und ging drastisch zurück. Eigenen Most erzeugen und trinken ist unmodern geworden, und so sehen die verbliebenen landschaftsprägenden Streuobstwiesen landauf, landab ziemlich lückig, überaltert, oft mangelhaft gepflegt und

irgendwie aus der Zeit gefallen aus. Dazuhin ist das Wissen um Sorten, Anbauverhältnisse und Verwendung des Obstes im großen Stil verloren gegangen, so dass weite Teile der Obstwiesenlandschaft, wo sie nicht der Freizeitnutzung dienen, als »Ausschussland« bezeichnet werden und als Bauland erhalten müssen.

Jörg Geiger aus Schlat ist es hoch anzurechnen, dass er versucht hat, konsequent gegenzusteuern und den alten Obstsorten die Bedeutung zurückzugeben, die sie verdienen. Sein Kampf um den Sortennamen Champagner-Bratbirne hat ihn und die von ihm hergestellten Produkte bekannt und berühmt gemacht. Der Weg zum Erfolg war steinig, und wenn heute die Geigerschen Spezialitäten in den Regalen großer Einkaufsmärkte und Feinkostgeschäften neben edlen ausländischen Produkten stehen, so kann man daraus ersehen, dass die Nachfrage nach feinen alkoholischen und antialkoholischen Regionalprodukten bei qualitativ gutem Angebot durchaus floriert.

Der Weg, den Jörg Geiger in den vergangenen drei Jahrzehnten gegangen ist, wird in dem »erzählenden Sachbuch« eingehend beschrieben. Der anfängliche Kampf um die letzten alten Apfel- und Birnbäume spezieller Mostobstsorten, die Pflege der Bäume und Obstwiesen, die Nachzucht bewährter Sorten, das Anpflanzen von Jungbäumen, deren Pflege, die Ernte, die Keltertechnik und schließlich die Vermarktung werden gut und anschaulich dargestellt. Dabei wird nicht nur die Produkterzeugung beschrieben, auch die Auswirkung des Streuobstbaus auf die Landschaft des Albvorlandes ist wichtig. Schöne, meist großformatige Landschafts- und Detailfotos zeigen, dass der traditionelle Obstanbau eine reizvolle, geradezu idyllische Kulturlandschaft schafft.

Jörg Geiger ist Perfektionist. Er setzt auf den Reichtum der alten Apfel- und Birnensorten und verfeinert seine Produkte laufend – wie es übrigens die Alten ursprünglich auch gemacht haben. Gewürzbeimischungen und allerlei Experimente mit Aromen sorgen für sehr individuelle Geschmacksrichtungen, doch nach wie vor ist eine gute Sortenwahl,